

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 16. Februar 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 7.

Znaira.

Eine afrikanische Novelle, aus dem so eben in Paris erschienenen: „Tunis, Nouvelles africaines, par J. L. Lukan“

(Schluß.)

Leopold war nicht unbemerkt in maurischer Kleidung um den Marabut herumgeschlichen. Ein Jude hatte ihn gesehen, ein Jude, so niedrig wie Alle dieses Glaubens in diesem Lande, die um eine Karube (tunesische Münze, einen Pfennig an Werth) einem Bettler die Füße küssen würden. Leopold hatte diesen Juden bei Sidy Ahmed gesehen und war ihm verächtlich begegnet. Um sich zu rächen, und vielleicht auch in der Hoffnung, einige Pfaster zu verdienen, hatte sich der Jude aufs Spioniren gelegt. Er sah unsern jungen Freund die Terrasse erklettern, als er in jener Nacht die Geliebte in ihrem Zimmer überraschte, und Alles, was er erlauschte, theilte er einem Ulema mit, der den Marabut schon längst um des Ansehens willen haßte, in dem er stand. Der Untergang des jungen Mädchens, das Unglück des Vaters wurde beschlossen. Als Leopold zum letztenmal von der Geliebten Abschied nahm, wurde er von vier auf die Lauer gestellten Moslems belauscht; der Ulema und die Scheriffs von Nebel erhielten sogleich Nachricht, und begaben sich um zwei Uhr Morgens, von einigen Soldaten begleitet, nach dem Hause des armen Vaters. Auf das Klopfen der Soldaten öffnete Hazzuz, ließ die Ankommenden in den Hof treten und sagte: „Seyd willkommen, was führt Euch in dieser Stunde zu mir?“ — „Ein gotteslästerliches Verbrechen,“ — erwiderte der Ulema — „ist an einem geheiligten Orte begangen worden, er wurde entweiht durch die Liebe einer Bekennerin des Islam und eines Christen.“ — „Fluch ihnen,“ — rief Hazzuz aus — „unsere Frömmigkeit allein vermag vielleicht den Zorn Gottes von unserer Stadt zu wenden.“ — „Unsere Gesetze sprechen deutlich,“ — entgegnete der Scheriff — „die Verbrecherin darf das Tageslicht nicht mehr erblicken, sie muß in die Fluthen versenkt werden.“ — „Möge nur kein Sturm“ — nahm Hazzuz das Wort — „ihren Leichnam wieder an unser Gestade werfen, denn der Boden, den er berührt, ist verflucht. Die Gerechtigkeit werde gehandhabt!“ — „Die Gerechtigkeit werde gehandhabt!“ — wiederholten Alle. — „Wohlan denn,“ — sagte jetzt der Scheriff — „so liefere uns Deine Tochter aus, sie ist es, die das Heiligthum entweihte.“ — „Meine Tochter!“ — rief Hazzuz aus. Die Lampe, die er in der Hand trug, warf ihr letztes Licht auf das bleiche Gesicht des Vaters, denn sie entschlüpfte seinen zitternden Händen und erlosch am Boden. — „Meine Tochter,“ — wiederholte er mit starker Stimme — „Du lügst!“ — „Laß sie kommen,“ — sagten die Moslems — „vielleicht ist sie noch bei ihrem Christen.“ — „Wenn Ihr lügt,“ — rief Hazzuz mit donnernder Stimme — „dann wehe Euch!“ Rasch eilte er dem Zimmer seiner Tochter zu, rief sie, trat zum Bett und fand es leer. Jetzt erinnerte er sich

plötzlich ihrer Traurigkeit, ihrer Thränen und zittert vor dem Gedanken, daß sie vielleicht doch schuldig seyn könne.

Znaira hatte das Geräusch gehört; erschrocken eilte sie aus dem Garten über den Hof, als ihr Vater ihr entgegen trat. „Woher kommst Du?“ — rief Hazzuz mit einer Stimme, in der Schmerz und Wuth sich erkennen ließ, der unbeweglich Stehenden zu. — Es erfolgte keine Antwort, die Arme schien versteinert zu seyn. — „Woher kommst Du!“ — wiederholte Hazzuz mit furchtbarem Ausdruck, indem er näher trat. Znaira stürzte zu seinen Füßen. „Fluche mir nicht, Vater!“ — rief sie, seine Kniee umflammernd. Der Maure richtete ihr unsanft den Kopf in die Höhe und rief: „Rede, woher kommst Du? Antworte diesen da, meine Tochter! sage ihnen, daß sie lügen, denn sie klagen Dich der Entweihung des Heiligthums mit einem Christen an.“ — „Mein Vater, fluche mir nicht,“ — wiederholte das junge Mädchen, indem sie ihre Lippen auf die Füße ihres Vaters drückte. — „Du gestehst also Dein Verbrechen, kriechender Wurm, dem ich den Kopf zertreten sollte!“ — Doch plötzlich schwand jetzt der Zorn und jedes väterliche Gefühl aus dem Herzen des Mauren, indem er in die Worte ausbrach: „Großer Gott, warum hast Du mir nicht eine Tochter gegeben, die Deiner würdig ist? Gott ist groß!“ — „Gott ist groß!“ — wiederholten alle Moslems. — „Meine Tochter gehört mir nicht mehr an,“ — fuhr Hazzuz fort — „ihr Körper gehört der Gerechtigkeit der Menschen, ihre Seele aber der Gerechtigkeit Gottes; nehmt sie hin!“ — Mehrere Arme streckten sich bei diesen Worten aus, um die schon halb Todte zu ergreifen; als sie aber die Berührung der Soldaten fühlte, riß sie sich los und rief mit herzerreißenden Tönen und ausgestreckten Armen: „Mein Vater! mein Vater!“ Man riß die Aermste fort, und der Vater sah mit düsterm Blicke der Tochter nach. „O mein Vater,“ — rief Znaira noch von fern — „umarme mich noch einmal, ehe ich sterbe!“ Das väterliche Gefühl konnte sich bei diesen Worten nicht länger verläugnen; Hazzuz stürzte seiner Tochter nach, Thränen liefen über seine Wangen, und tief bewegt schloß er sein Kind in seine Arme. „Wartet noch einen Augenblick,“ — sagte der Vater — „daß ich sie Euch übergebe, würdig vor Gott zu erscheinen.“ Mit diesen Worten führte er seine Tochter in den kleinen Marabut, und die Thüre schloß sich hinter ihnen. Was dort geschah, ist ein tief verschleiertes Geheimniß der Religion. Ohne Zweifel lagen sie auf den Knien und beteten. Eine Viertelstunde später öffnete sich die Thüre wieder, und Hazzuz trat mit seiner Tochter an der Hand heraus. Die Soldaten hatten indes Fackeln angezündet, deren grelles Licht die Heraustrretenden beleuchtete, aus deren Zügen eine erhabene Resignation, etwas Uebermenschliches sprach. Hazzuz fluchte seiner Tochter nicht mehr, er weinte nicht mehr. Als Znaira den Soldaten übergeben wurde, beugte sie noch einmal das Knie vor ihrem Vater und sprach: „Segne mich, mein Vater.“ — „Großer Gott,“ — rief Hazzuz mit gen Himmel gerichteten Augen — „Deine Barmherzigkeit ist unendlich, nimm meine Toch-

ter in Deine Arme. Ich segne Dich, mein Kind, gehe hin im Frieden, Du findest da oben einen Vater, der Dir nicht zürnen wird.“ — Mit diesen Worten hob er seine Tochter auf, schloß sie noch einmal in seine Arme und entfernte sich.

Der Zug trat jetzt aus der Umfriedigung des Marabuts heraus; Znaira war von den Soldaten umgeben, und von dem Ulema und dem Scheriff gefolgt; ein Moslem trug einen Sack und Stricke. Znaira schritt mit gesenktem Haupte und dachte an den, um dessentwillen sie den Tod litt. Durch diese Fluren, sagte sie bei sich, ritt er, mit der Hoffnung im Herzen, mich wieder zu sehen; wie groß wird sein Schmerz seyn, wenn er hört, daß ich todt bin! Noch oft wendete sie sich um, um den Marabut und ihren Vater zu sehen; wäre die Nacht nicht so düster gewesen, so hätte sie den Letzteren erblicken können, wie er traurig dem Zuge folgte.

Endlich hielt er, die Fackeln warfen ihr rothes Licht auf das Meer und eine am Ufer befestigte Barke wurde sichtbar. Der Donner rollte, große Regentropfen fielen herab und der Westwind stürmte heftig, Znaira war bei dem Anblick des Meeres ohnmächtig geworden. Die Fackeln verlöschen, das bewußtlose Mädchen wurde auf dem Sande hingeschleift und in die Barke geworfen, drei Männer sprangen nach und stießen, auf die Gefahr, von den Wogen verschlungen zu werden, vom Ufer ab.

In diesem Augenblicke kam der Vater an; sein Entschluß war gefaßt, er wollte sein Kind retten: „Gott verhindere ihren Tod,“ — rief er aus — „haltet ein!“ Ach, es war zu spät; beim Leuchten eines Bliges konnte man einen Körper in das Wasser fallen sehen. Hazzuz warf sich bei diesem Anblick verzweifelt auf den Sand. Die Barke kam jetzt zurück und konnte nur mit Mühe das Ufer gewinnen; der Sturm tobte mit fürchterlicher Wuth, Alle eilten fort und überließen den unglücklichen Hazzuz seinem Schmerz.

Zwei Araber, deren Zelte unfern stunden, waren Zeugen dieses Schauspiels gewesen, noch hatten sie die Augen auf das Meer geheftet, als sie plötzlich einen weißen Körper austauchen sahen. Sie rannten nach dem Gestade, hoffend, die Wogen würden ihn ans Land spülen. Als sie anlangten, stieg Hazzuz eben in die Barke und stieß ab; bald verloren sie ihn aus dem Gesichte. Sie harrten lange, sahen aber weder den Körper des Mädchens noch die Barke wieder.

Am andern Tage Abends lag die Brigg Neptun segelfertig auf der Rbede von Tunis; der Anker wurde gehoben, die Segel aufgehißt. Leopold stand auf dem Verdeck, die Augen nach dem Lande gerichtet, wo er zurückließ, was er liebte. Er trieb zur Abfahrt, der Wind war gut und schon rechnete er die Tage aus, die er abwesend seyn würde. Mit Vergnügen hörte er den Wind im Takelwerk sausen, und die Stimmen der Matrosen, die Alles zur Abfahrt in Bereitschaft setzten. In diesem Augenblicke ruberte eine Barke auf die Brigg los. „Halt, Neptun,“ — rief es von weitem — „da ist noch ein Brief, der Eile hat.“ — Die Barke legte an, man nahm den Brief in Empfang und die Brigg stach in See. Der Brief ward Leopold zugestellt, er kam von Sidy Ali. Alles war auf dem Verdecke in Bewegung, Jeder stand auf seinem Posten und das Pfeifen des Schiffers ließ sich hören. Leopold öffnete den Brief, durchlief ihn und stürzte rücklings zu Boden. Im ersten Augenblick hatte Niemand Acht auf ihn. „Steht doch auf,“ — sagte endlich der Schiffer, der ihn bemerkte — „man könnte Euch treten.“ — Der Arme blieb unbeweglich. — „Kommandant,“ — rief der Schiffer — „dem jungen Mann da ist übel.“ Die Matrosen drängten sich jetzt gutherzig um den Armen und standen ihm bei. Leopold kam wieder zu sich, blickte die Umstehenden traurig an und zeigte auf den Brief, den er in der Hand hielt. „Sie haben sie ertränkt, die Barbaren,“ — rief er unter Strömen von Thränen. Er weigerte sich durchaus in die Kajüte zu gehen; die Nacht war schön, er wollte auf dem Verdecke bleiben, dort konnte er ungestört seinem Schmerz nachhängen. Auf der Brigg wurde nach und nach Alles still, bald hörte man nichts als das An-

schlagen der Wogen an das Schiff, das Flüstern der wachhabenden Matrosen und das Krachen des Steuerruders, das der Steuermann, die Augen auf die von einer Lampe beleuchtete Boussole gerichtet, regierte. Leopold seufzte oft, und dann schwiegen die flüsternden Matrosen aus Ehrfurcht vor seinem Schmerz. Er näherte sich jetzt dem Schiffsrande, seine Augen starrten auf das Meer, ein furchtbarer Gedanke bemächtigte sich seiner. Wenn ihr Körper, dachte er, von den Wogen getrieben, jetzt gegen das Schiff stieße. In diesem Augenblicke glaubte er wirklich einen Körper zu sehen, der ihm folge, ja er glaubte sogar Seufzer zu hören. Vergebens rief er seine Vernunft zu Hülf, je mehr er seine Sinne schärfte, um so mehr glaubte er sich zu überzeugen, daß ihn kein Trugbild täusche. „Seht da,“ — rief jetzt ein Matrose — „ein Delphin, der uns von weitem folgt, wir werden schönes Wetter haben.“ Das Wetter blieb auch in der That schön bis nach Toulon, wo man nach Verlauf von vier Tagen ankam.

Leopold hat, seit er wieder in Frankreich ist, noch immer nicht aufgehört, um sein Mädchen von Rebel zu trauern. Oft wohl hatte er früher gesagt, daß man mehr als Einmal in seinem Leben lieben könne, jetzt aber überzeugte er sich nur zu sehr, daß er nur Einmal geliebt habe, denn Znaira blieb seine erste und letzte Liebe.

Der Duellant.

Eine wahre Geschichte, aus den Briefen eines Kaufmanns.

Bald nach meiner Ankunft in Amerika riefen mich meine Geschäfte nach Kingstown auf der Insel Jamaica, und obschon ich auch nicht einen einzigen Empfehlungsbrief hatte, so erhielt ich dennoch, nach einigen Tagen schon, Zutritt in den besten Gesellschaften der Stadt. Zu jener Zeit (1817) war in Amerika die liebenswürdigste Gastfreundschaft zu Hause, und so lud mich denn auch eines Tages einer der reichsten Kaufleute der Stadt zum Essen ein. Wir waren 25 Personen am Tische, das Essen köstlich, das Dessert von der feinsten Art, und da noch dabei der Madeira, Bordeaux und Champagner nicht gespart wurde, so konnte es wohl nicht fehlen, daß bald die herzlichste Fröhlichkeit herrschte. Nach dem Dessert ward die Gesundheit des Königs ausgebracht, und als die Damen sich zurückgezogen hatten, gingen die Flaschen im Kreise herum, und man schwafte von diesem und jenem. Endlich fing man auch an zu singen, und als nun der Wirth vorschlug, die Damen wieder zur Gesellschaft zu laden, forderte ein Mitglied der Gesellschaft den Kapitän Stewart auf, ein gälisches Lied zu singen. Unser Wirth stimmte freudig ein, allein der Kapitän, ein Mann von einnehmendem Aeußern, aber etwas melancholisch, erklärte, daß er, obschon ein geborner Hochländer, in Edinburgh erzogen worden und außer aller Verbindung mit Gebirgsbewohnern geblieben sey, mithin die Sprache seiner Väter nur mangelhaft spreche und nicht ein einziges hochländisches Lied kenne. Diese Antwort befriedigte alle Anwesenden, mit Ausnahme des Herrn Heinrich d'Egville, der das Lied in Vorschlag gebracht hatte.

Herr d'Egville war ein vormaliger Kolonist auf St. Domingo, der in Folge der Revolution auf dieser Insel, noch ziemlich jung, eine Zuflucht in Jamaica gesucht hatte. Es war ein Mann, den man auf den ersten Anblick, seiner dichten überhängenden Augenbraunen und seines erloschenen Blickes halber, für einen Fünzigjährigen gehalten hätte; betrachtete man ihn aber genauer, so ließ sich erkennen, daß er noch nicht über 40 Jahre alt sey. Er war außerordentlich wohl beleibt, und es wahr leicht zu bemerken, daß das Feuer seines Blicks durch Ausschweifungen und nicht in Folge des Alters erlosch.

Egville bestand hartnäckig darauf, daß der Kapitän ein Gebirgslied singen sollte, und da alle Bitten des Wirths und einiger Gäste nicht vermochten, den Eigensinnigen zu beschwichtigen, so sprach Stewart mitten

in dem Lärm, den diese unangenehme Unterbrechung des geselligen Vergnügens verursachte, lächelnd einige versöhnende Worte, und erklärte, er besinne sich eben auf ein Lied, das er zum Besten geben wolle. Die Ruhe wurde nun wiewohl nicht ohne Mühe, wieder hergestellt, und der Kapitän, der sein Lied unter dem Titel: die hochländische Dame, ankündigte, stimmte eine Ode von Anakreon an. Die Wirkung, welche diese List hervorbrachte, läßt sich unmöglich beschreiben; die Erziehung, welche Egville und alle jene genossen hatten, die in den Kolonien aufgewachsen waren, beschränkte sich auf die Kenntniß von einer oder zwei neuern Sprachen und auf einige gesellschaftliche Fertigkeiten, mithin konnte die Anakreontische Ode in diesem Kreise um so eher für ein Gebirgslied gelten, als der Wein bereits in den Köpfen der meisten Gäste zu spülen begann. Nur vier oder fünf von ihnen waren mit der edlen Sprache vertraut, in welcher der Barde von Samos sang, und diese begnügten sich zu lächeln. Unter den Anwesenden befand sich noch ein Herr Donald Mac-Pearson, der ebenfalls in den schottischen Hochlanden geboren war, und zwar niemals irgend eine todte Sprache studirt hatte, doch aber gar wohl wußte, daß das Griechische eine ganz andere Mundart sey als die, welche in seinen Gebirgen gesprochen werde. Es wäre schwer, die Gefühle zu schildern, die sich während des Gesanges des Kapitäns in seinen Zügen aussprachen; da er die zierlichen, harmonischen Töne, in denen dieser sang, nicht zu entziffern vermochte, so glaubte er, man wolle ihn zum Besten haben, und war schon nahe daran, gegen den Kapitän, der seine Muttersprache verunglimpft, loszubrechen, als sein Gesicht sich nach und nach aufheiterte, und er über die List des Kapitäns, deren Grund er sich nicht recht zu erklären wußte, herzlich lachte.

Als das vorgebliche Gebirgslied zu Ende war, brach ein enthusiastischer Beifall aus, und vor Allen beiferte sich Egville, seine Zufriedenheit auszudrücken. Laut erklärte er, indem er ein Glas Bordeaux hinabstürzte, das Gälische sey eine eben so biegsame, harmonische Sprache, als das Französische, und bat den Kapitän ihm eine Uebersetzung des Liedes zukommen zu lassen. Dieser übertrug die Ode, so gut es aus dem Stegreif gehen wollte, buchstäblich in's Englische und Egville war von dem Lobe der Schönheit, in einem Gebirgsliede besungen, so entzückt, daß er dem Kapitän, der bei diesen Beweisen von Zufriedenheit ein ironisches Lächeln nicht verbergen konnte, einmal um das andere die Hand drückte.

Der Abend ging ohne weitern Vorfall vorüber, und die Stunde des Abschieds schlug. Da mich mein Heimweg nach der Seeseite hinführte, so begleitete ich den Kapitän Stewart, der sich an Bord des schönen westindischen Schiffs begeben wollte, das er befehligte, und das am andern Morgen nach Europa unter Segel gehen sollte. Unterwegs sprach ich allerlei mit ihm, und wünschte ihm unter andern auch Glück zu dem sinnreichen Einfalle, mit welchem er sich der Zudringlichkeit der französischen Kreolen entzogen hatte.

Der Kapitän erzählte mir, daß er bald nach seinem Eintritt in den Dienst seine klassischen Studien fast gänzlich vergessen habe, daß er aber im Jahre 1814 auf eine Signalstation an der westlichen Küste von England kommandirt worden sey, wo er Muse genug gehabt habe, das Vergessene wieder nachzuholen, „und“ — fuhr er fort, — „diese Studien haben mich da, wie Sie sehen, aus einem bösen Handel gezogen, denn Herr Egville ist ein gefährlicher Mensch, er ist ein Duellant von Profession.“ — „Ein Duellant!“ rief ich aus. „Ja mein Herr, ein Duellant, und ein Mensch dieser Art sollte nie in Gesellschaft rechtlicher Leute Zutritt haben. Dabei ist der elende Egville noch mehr als ein Duellant, er ist ein Mordmörder, denn so muß man einen Menschen nennen, der es durch unablässige Uebung so weit gebracht hat, daß er das Coeur-à-las auf 20 Schritte niemals fehlt. Diesem Menschen ist Duell so zur Gewohnheit geworden, daß man ihn in dem Augenblicke, wo er auf seinen Gegner schießt, lachen, scherzen, oder eine Priße Tabak nehmen sieht. Oft hat er sich schon recht toll herausgeputzt, damit die Leute über seinen Anzug lachen sollten, und er dann die, auf die er es abgesehen

hatte, herausfordern konnte. Auf seinem Gewissen lastet das Blut von 20 Opfern.“

Die Erzählung des Kapitäns hatte einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich ihn auch nicht mit Einem Worte unterbrach. „Einige solche Schläger von Profession haben doch zuweilen noch ein Gewissen“ fuhr der Kapitän fort — „diesem Egville aber fehlt es durchaus an menschlichem Gefühle. Man kann von ihm sagen, daß er nur immer nach neuen Opfern umherspäht, und daß ihm nie wohler ist, als wenn er sich seinem Gegner auf 15 Schritte gegenüber befindet. Ist es nicht abscheulich, daß dieser Mensch, der schon so viele wackere Leute umgebracht hat, noch immer auf neue Verbrechen sinnt, während ich — (hier hielt der Kapitän einen Augenblick inne und fuhr dann mit zitternder Stimme fort), — der ich in meiner Jugend das Unglück hatte, Einen Menschen im Duell zu tödten, keine Ruhe mehr habe und stets von dem Schatten des Unglücklichen verfolgt zu seyn glaube. — Und doch war nach unsern Begriffen von Ehre das Recht auf meiner Seite. Einer meiner Schulkameraden, Namens Cameron, hatte im Schauspiel eine Dame beschimpft, ich nahm mich ihrer an, und Cameron hob die Hand gegen mich auf. Ich forderte Genugthuung; das Duell fand am andern Morgen statt, und obschon ich noch nie ein Pistol abgefeuert hatte, so schoss ich meinen Gegner doch mitten durch die Brust. Mein unglücklicher Freund fiel und hauchte bald seinen letzten Seufzer aus. Das Andenken an diesen traurigen Vorfall verbittert meine Tage, und des Nachts sehe ich den armen Cameron mit der Todeswunde in seiner Brust in meinen Träumen.“

Wir gingen schweigend, unsern Gedanken nachhängend, neben einander fort, bis wir endlich zu der Schaluppe kamen, die meinen Gefährten erwartete. Ich wollte hier Abschied nehmen, allein der Kapitän lud mich ein, mit ihm an Bord des Planteur (der Name des Schiffs) zu gehen. Da es den Tag über heftig geregnet hatte und ganze Wolken von Moskitos in der Luft schwärmten, so nahm ich den Vorschlag des wackern Kapitäns, für den ich bereits herzliche Zuneigung empfand, mit Vergnügen an, stieg mit ihm in die Schaluppe und befand mich nun binnen wenig Minuten an Bord des Schiffes.

Es war bereits sehr spät, oder besser zu sagen, schon früh am Morgen, denn es hatte eben zwei Uhr geschlagen. Ich warf mich in eine Hängematte und fiel bald in einen tiefen Schlaf. Am andern Morgen wurde ich von einem Matrosen mit der Nachricht geweckt, daß das Frühstück aufgetragen sey; allein ein heftiges Kopfweh, eine Folge des häufig genossenen Weins, gestattete nicht, daß ich mich mit an den Tisch setzte. Der Kapitän lud mich ein, den Tag über auf dem Schiffe zu bleiben, wo die frische Seeluft mein Uebel bald vertreiben werde. Ich hatte in der Stadt eben keine dringenden Geschäfte und so nahm ich denn den Vorschlag an.

Da der Planteur bereits vollständig geladen war, so hatte der Kapitän nur wenig zu thun; wir brachten also den ganzen Morgen mit Plandern hin. Stewart war ein höchst liebenswürdiger Mann, und stellte er auch zuweilen seltsame Meinungen auf, so hatten sie doch zum mindesten das Verdienst der Originalität.

„Wer kommt denn da in einem leichten Kahn zu uns herüber geschwommen“ — rief der Kapitän plötzlich aus, indem er durch sein Fernrohr sah. „So wahr mir Gott helfe, es ist der Kapitän Wiltthorpe.“ — „Wer ist dieser Mensch?“ — „Ein Offizier im Dienst der columbischen Republik, und ein würdiger Freund unseres Duellanten. Man sagt von ihm, er habe einst einen Offizier der Republik mit einer in vier Theilen zerschnittnen Kugel erschossen. Der Zweck dieses Versuches ist leicht zu errathen.“

Der Kahn hatte jetzt am Schiffe angelegt; der Mann, den er trug, fragte, ob sich Kapitän Stewart an Bord befände, und stieg auf bejahende Antwort schnell die Leiter herauf. Wiltthorpe, denn dieser war es, war ein junger Mann von ziemlich weibischem Aussehen, was er durch einen ungeheuren Backenbart und einen nicht minder beträchtlichen Schnurrbart zu verbergen suchte; er warf den Kopf

zurück und suchte sich ein militärisches Ansehen zu geben. Man hätte ihn für einen gemeinen Soldaten halten können, der sich als Offizier verkleidet hatte.

„Habe ich die Ehre, den Kapitän Stewart vor mir zu sehen?“ — sagte Wiltthorpe, indem er auf uns zging. „Ja, mein Herr“ — war des Kapitans Antwort, indem er sich leicht verbeugte. „In diesem Fall wünschte ich einige Worte mit Ihnen im Geheim zu sprechen“ — erwiderte Wiltthorpe. „Ich wüßte nicht“ — entgegnete Stewart, — „was für ein Geheimniß es zwischen uns geben könnte, das dieser Herr nicht auch wissen dürfte.“ — „Darf ich fragen, Herr Kapitän“ — sagte Wiltthorpe, indem er auf mich deutete, ob dieser Herr da Ihr Freund ist?“ Er legte auf das letztere Wort einen besondern Nachdruck.

„Dieser Herr hier hat durchaus nichts mit Ihnen zu schaffen, sagen Sie also nur kurz, welches Geschäft Sie zu mir führt.“ Bei diesen Worten warf Wiltthorpe den Kopf noch mehr zurück, zog das Kinn in die Kravatte, nahm eine ernsthafte Miene an, zog langsam eine Brieftasche heraus, und überreichte dem Kapitän ein Billet mit den Worten: „Haben Sie die Güte, mein Herr, dieses hier zu lesen.“ Stewart las die Worte:

„Der Ueberbringer dieses, Kapitän Wiltthorpe, mein Freund, ist mit der Ehrensache zwischen mir und dem Kapitän Stewart beauftragt.

Heinrich Egville.“

„Was soll dieses Billet bedeuten“ — sagte Stewart, nachdem er gelesen hatte — „und was will Herr Egville von mir?“ — „Dieses Schreiben bedeutet, daß mein Freund sich von Ihnen, mein Herr, beleidigt glaubt, weil Sie ihn gestern an der Tafel des Herrn Inwoice mit einem vorgeblichen Gebirgsliede zum Besten gehabt haben, weshalb er mich an Sie schickt, um Sie zu bitten, sich morgen an der Bucht hinter dem Iguanafelsen mit Pistolen einzufinden.“ — „Sagen Sie Herrn Egville, daß ich mich nicht einfinden werde, denn ich habe keine Lust, die Liste derer zu vermehren, die er bereits gemeinlich beleidigt hat.“ — „Ich kann unmöglich glauben, daß dieß die ganze Antwort sey, die Sie einem Manne von Ehre geben wollen, den Sie schwer beleidigt haben. Soll ich wirklich meinem Freunde sagen, daß Sie sich weigern, ihm Genugthuung zu geben?“ — „Ich spreche Englisch, und Sie verstehen diese Sprache, mein Herr. Soll ich Herrn Egville vielleicht auf Griechisch oder Schottisch antworten?“ — „Herr Egville wird also das Recht haben, allenthalben zu sagen, daß Sie ihm aus Feigheit Genugthuung versagt haben“ — erwiderte der columbische Offizier verächtlich. „Was Herr Egville von mir denkt, kümmert mich wenig“ — entgegnete Stewart mit der Kaltblütigkeit, die er diese ganze Unterredung hindurch beibehalten hatte. „Herr Egville“ — erwiderte Wiltthorpe, — „wird denken, daß ein Mann, der niedrig genug denkt, ihn zu beschimpfen, ohne ihm Genugthuung zu geben, wie ein Niederträchtiger behandelt zu werden verdiene, und daß er berechtigt sey, Ihnen öffentlich die Züchtigung zu erteilen, die Ihr Betragen verdient.“

Hier stieg dem Kapitän Stewart das Blut ins Gesicht, doch bald hatte er seine frühere Fassung wieder gewonnen, und sagte, indem er Wiltthorpe's stotternde Sprache und sein steifes Benehmen trefflich nachahmte: „Haben Sie die Güte, mein Herr, die Schiffsleiter hinabzusteigen, damit Sie mich der Nothwendigkeit überheben, Sie ins Wasser zu werfen.“ Bei diesen Worten sprangen fünf oder sechs Matrosen auf das Verdeck, und Wiltthorpe stieg, mit einem wüthenden Blick auf den Kapitän, in seinen Kahn und verschwand.

„Ich weiß nicht“ — versetzte Stewart — „wie mein Benehmen beurtheilt wird, allein da ich schon einmal das Blut eines Nebenmenschen vergossen habe, so verbietet mir mein Gewissen, eine Ausforderung anzunehmen. Ueberdies ist das Leben ein zu kostbares Geschenk des Himmels, als daß ich es leichtsinnig auf's Spiel setzen sollte, um einem Menschen, den ich verachte, Genugthuung zu geben.“ — „Ihr Entschluß“ — entgegnete ich — „macht Ihnen Ehre, allein — “ — „Ich weiß, was Sie sagen wollen,“ — fiel mir Stewart

in's Wort — „Sie wollen mich fragen, was ich thun werde, wenn Egville die Drohung ausführt, die dieser erbärmliche Wiltthorpe ausstieß. Ich trage fünf Narben an meinem Körper, und dieß sind ehrenvolle Zeugnisse der Dienste, die ich meinem Vaterlande geleistet habe. Drei dieser Wunden erhielt ich an Bord der Victoire, in der denkwürdigen Schlacht von Trafalgar, wo Nelson sein ruhmvolles Leben mit der Unsterblichkeit verkaufte; diese Narben sind zu tief, als daß sie die Hand eines elenden Käufers jemals vernichten könnten.“

Dieser Entschluß war nun allerdings männlich und schön, allein Stewart sollte sein Versprechen nicht halten. Eine Stunde nach dieser Unterredung begab sich mein Freund nach dem Hafen, um noch einige Geschäfte abzumachen, bevor er unter Segel ginge, und ich begleitete ihn. Kaum hatten wir den Fuß an's Land gesetzt, als Egville, den wir nicht gleich bemerkten, uns entgegentrat, den Kapitän Stewart mit der Reitpeitsche in's Gesicht schlug, sich auf das bereit stehende Pferd schwang und davon sprengte. Alles dieß ging in Gegenwart mehrerer Personen und in kürzerer Zeit vor sich, als man braucht, um es zu erzählen.

Nie werde ich den Ausdruck auf Stewarts Gesicht in diesem Augenblicke vergessen. Seine Züge waren für gewöhnlich so sanft und regelmäßig schön, daß man sie gar nicht für fähig gehalten hätte, heftige und gehässige Leidenschaften auszudrücken. Allein in diesem Augenblicke waren sie von Zorn und Wuth so sehr entstellt, daß der Mann ganz unkenntlich wurde. Nur mit Mühe gelang es mir, ihn nach meinem nur wenige Schritte entfernten Hause zu führen, oder vielmehr zu schleppen, wo ich ihn auf das dringendste bat, sich zu beruhigen; allein nichts vermochte seine Wuth zu zähmen. Mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und ab, Ausbrüchen des Zorns vor sich hinhinmurmend; plötzlich aber stand er still und brach in die Worte aus: „Ja, es ist beschlossen, mit Aufopferung meines Lebens will ich die Welt von einem Meuchelmörder befreien, und Sie“ — rief er, indem er meine Hand konvulsivisch drückte, — „wollen Sie mein Sekundant seyn?“ Ich gab eine bejahende Antwort, und nun unterrichtete er mich mit seinem gewöhnlichen kalten Blute von seinem gefaßten Entschlusse; Egville sollte fallen, allein auch meines Freundes Untergang war unvermeidlich.

(Schluß folgt.)

Chen in Kolumbia.

„Unter den Mantuanos,“ sagt ein neuerer Reisender, „ist es gewöhnlich, daß ein junger Mensch heirathet, sobald er die Schule verläßt. Seine Verwandten berathen sich zusammen über die Wahl seiner Lebensgefährtin, wobei sie auf Geburt, Rang, Vermögen und Familienverbindungen Rücksicht nehmen. Ist alles mit den Eltern des Mädchens in Ordnung gebracht, so wird es im Alter von 12 Jahren aus dem Kloster genommen, wo es seit dem vierten gelebt und mit einem jungen Mann verheirathet, der wahrscheinlich nicht über sechzehn, häufig aber nicht einmal so alt ist. Nicht selten findet man ein Ehepaar, das zusammen nicht dreißig Jahre zählt; ich kenne eine junge hübsche Dame in Mantuana, welche in ihrem achtzehnten Jahre sieben Kinder am Leben hatte. Eine andere hatte eine Tochter von sechzehn Jahren, die die Schwester ihrer Mutter zu seyn schien, welche nicht älter als sieben und zwanzig Jahre war.“

Vergleichung.

Die Morning Chronicle vergleicht die Tories in dem neuen Parlamente den Erdbeeren um Weihnachten, die in kleinen Körbchen, und den grünen Erbsen um Ostern, die man pr. Duzend verkaufe. Ihre Minorität sey ein forcirtes Produkt, das Resultat großer Kosten und der Kunst, eine Karität außer der Jahreszeit zu ziehen.